

## Von Bagdad nach Jerusalem, Teil II

VON JOSEF JOFFE

Noch nie haben so viele Champagnerkorke so laut geknallt, obwohl es konkret noch so wenig zu feiern gab. „Saddam lenkt ein“, „Frieden am Golf“ lauteten die frohgestimmten Parolen, obwohl die Details des Deals bis gestern im Nebel des Prinzipiellen verharteten. Die Erleichterung war die Mutter des Jubels, doch den Beweis werden erst die nächsten Wochen liefern – ob denn in der tagtäglichen Praxis der „sofortige, bedingungslose und unbegrenzte Zugang“ zu Saddams verdächtigen Anlagen ermöglicht wird. Man darf es so ausdrücken: Damit es so läuft, wie es die Welt sich wünscht, müßte Saddam-Saulus sich auf dem Weg vom Abgrund in einen erleuchteten Paulus verwandelt haben, vom Weltenzünder zum Demutshändler. Seine Biographie, zumal sein Umgang mit Unscorn in den vergangenen sieben Jahren, bietet dafür keine Gewähr.

Der Saddam-Annan-Deal ist ein Hoffnungsschimmer, mehr nicht. Er wird die Region um so länger in sein mildes Licht tauchen, als das Realitätsprinzip in Form der anglo-amerikanischen Flotte in Sichtweite bleibt. Aber werfen wir einen Blick in die Nachbarschaft – auf den Uralt-Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern. Der war jüngsthin in die Zwischenablage der Geschichte geraten – einmal, weil sich ohnehin nichts bewegte, zum zweiten, weil er vom Drama des drohenden Krieges am Golf an den Rand der Bühne gedrängt worden war.

Doch schon am Montagabend, noch vor Annans Rückkehr nach New York, schwenkten die Scheinwerfer zurück ans Mittelmeer. Auftritt Benjamin Netanjahu, der plötzlich Überraschendes deklamierte: „Herr Arafat und ich müssen uns treffen, im Beisein der Amerikaner, zum Beispiel in Camp David in den USA, um das Problem zu regeln und ein historisches Abkommen zu erreichen.“ Dann, schon etwas konkreter: „Ich bin bereit zu einem wahren Frieden und zu maximalen Zugeständnissen.“

Was aber folgte, war dreimal wichtiger, jedenfalls, wenn man zwischen den Zeilen nahöstlicher Sprachregelungen und semantischer Kodierungen zu lesen versteht. Als der israelische Premier die altbekannte Vokabel „endgültige Regelung“ fallen ließ, fing Yasir Arafat sie zum ersten Mal auf. Ja, ließ er wissen, man könne sehr wohl die alte Schritt-um-Schritt-Methode beiseitelegen und über „Endgültiges“ reden, also über Grenzen, Gebiete und Souveränitäten. Warum das ebenso überraschend wie erfreulich ist? Weil hier plötzlich am dicksten aller Nahost-Knoten gezupft wurde.

Netanjahu wollte schon immer übers Finale, über eine Alles-auf-einmal-Lösung plaudern, und just das hat ihm Arafat stets verweigert. Die Logik ist simpel genug. Jeder wollte aus einer Position der Stärke in die

Schlußrunde gehen: Israel im Besitz von soviel Palästinenser-Land wie möglich, und Arafat genauso – nach der Devise: je mehr ich habe, desto schwächer ist deine Verhandlungsposition. Logischerweise wollte Arafat zunächst den Maximalabzug der israelischen Armee, derweil Netanjahu das Faustpfand Land so lange wie möglich zu umklammern trachtete.

Diese Erstarrung scheint sich nun aufzulösen. Arafat scheint eine entscheidende Konzession gemacht zu haben, und der Prozeß des Gebens und Nehmens, der im vergangenen März in einer rüden Kollision endete, scheint sich wieder zu bewegen. „Scheint“ ist das Schlüsselwort, leider, denn diese beiden Schlupfloch-Artisten haben allzu häufig anderntags hinweginterpretiert, was sie am Abend zuvor in die Kamera gelächelt hatten. (Schon hat Arafat-Mann Erakat die neue Parole des Chefs zur Hälfte wieder zurückgenommen.) Aber die Geschichte scheint sich zu wiederholen. Bald nach dem Golfkrieg 1990/91 begann die erste Annäherung, die 1993 mit dem legendären Händedruck Rabin-Arafat im Weißen Haus ihren Höhepunkt erreichte.

Mag sein, daß Arafat sich abermals so schwach fühlt wie damals, als er auf Saddam setzte und nur den Haß der arabischen Brüder erntete. Auch diesmal sind die radikalen Träume verflogen. Auf jeden Fall weiß Arafat so gut wie Netanjahu, daß Clinton, der Bislang-Sieger im Duell mit Saddam, sich nun mit neuem Elan dem gestauchten Frieden zwischen Jordan und Mittelmeer zuwenden wird. Da tun die beiden gut daran, sich selbst an die Kandare zu nehmen, bevor sie die Peitsche des Großen Bruders zu spüren bekommen. Just solche Aussicht (die Furcht vor sowjetisch-amerikanischen Zwangsmaßnahmen) trieb weiland auch Begin und Sadat nach Camp David.

Die Kraftprobe am Golf 1990/91 hat als Nebenprodukt den palästinensischen Friedensprozeß gezeugt; vielleicht bewirkt der jüngste Punktsieg gegen Saddam ein ähnliches Wunder. Jedenfalls fanden schon am Dienstag im Haus des amerikanischen Israel-Botschafters Edwin Walker ganz praktische Gespräche statt: über den Flughafen in Gaza, über eine Verbindungsstraße zwischen Gaza und dem Westufer.

Camp David, das Netanjahu ansteuert, ist das passende Symbol. Im Grundsätzlichen hatten sich Begin und Sadat schon geeinigt, bevor sie sich in die Berge von Maryland zurückzogen. Doch geschafft haben sie den ägyptisch-israelischen Frieden nur, weil Jimmy Carter sie zwei Wochen lang hartnäckig traktierte, bevor er sie freiließ. Carter war Brutalo und Missionar zugleich. Ob aber Bill Clinton aus demselben Holz geschnitzt ist, das muß er noch beweisen.